

Ursula Mihçiyazgan

## Was gibt es Neues in der Gender-Forschung?

In den letzten zehn Jahren hat eine Institutionalisierung der *Gender Studies* an den Universitäten stattgefunden. Auch wenn die meisten inzwischen eingerichteten Lehrstühle sich durch Ressourcenarmut auszeichnen, so ist doch allmählich eine Anerkennung dieses Faches in der universitären Landschaft zu erkennen. Dies kommt nicht von ungefähr, denn hier wird eine Grundlagendiskussion geführt, in der die Voraussetzungen und Vorannahmen der Forschung einer grundlegenden Revision unterzogen werden. Diese reflexive Wende wurde durch Judith Butlers *Gender Trouble* (1990) eingeleitet, denn sie hat die Zirkularität der feministischen Argumentation aufgezeigt und eine grundlegende Kritik an der Art und Weise, wie dort bis dato die Kategorie „Frau“ vorausgesetzt bzw. naturalisiert wurde, vorgelegt. Ihre Kritik hat zu „Brüchen“ mit der Tradition (Knapp/Wetterer 1992), zur Verschiebung der „Denkachsen“ (Wobbe/Lindemann 1994), zu „Kurskorrekturen“ (Knapp 1998) geführt. Diese Diskussion dauert nach wie vor an.

Nun werden *Gender Studies* nicht nur von (post)feministischen ForscherInnen betrieben – und fast scheint es, als arbeiteten viele von ihnen inzwischen eher in anderen Feldern – gleichwohl ist zu konstatieren, dass die *Gender Studies* durch die feministische Grundlagendiskussion epistemologisch an Bedeutung gewonnen haben. Vor allem die Diskussion darüber, ob und wie eine Analyse der Geschlechterverhältnisse vorzunehmen ist, wenn Geschlecht nicht als Tatsache vorausgesetzt wird, ist wegweisend auch für andere Fächer.<sup>1</sup> Im Folgenden möchte ich nachzeichnen, wie es zu dieser Grundlagendiskussion kam und welche Schlussfolgerungen daraus bislang gezogen wurden.

### Von den *Women Studies* zur Infragestellung des Subjekts „Frau“

Die *Gender-Forschung* hat sich aus der Frauenforschung entwickelt. Diese wiederum hatte sich aus der Frauenbewegung entwickelt, als sich zeigte, dass sie als politische Bewegung eines theoretischen Fundaments bedurfte. Es fand sich zunächst in Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1990, erstmals 1949). In den 70ern legten Julia Kristeva und Luce Irigaray eigene Entwürfe vor. Sie kritisierten, dass die Geschichtslosigkeit der Frau als Bedingung der männlichen Theorie-Geschichte fungiere, und for-

<sup>1</sup> So wird in der Ethnologie bzw. Kulturanthropologie inzwischen diskutiert, ob die zentrale Kategorie des Faches „Kultur“ noch vorauszusetzen ist und wie ohne das Kultur-Konzept geforscht werden kann (vgl. Abu-Lughod 1996, Schiffauer 1997).

dernten, dass das weibliche Subjekt in der Theorie unabhängig vom männlichen Subjekt anerkannt werde. Dieser Anspruch auf den Subjektstatus stand zunächst im Mittelpunkt der Frauenforschung. Den Forscherinnen ging es vor allem darum, der Forschung der Männer über Frauen etwas entgegenzusetzen. Frauen sollten nicht länger Objekte der Forschung der Männer sein. Zum einen kritisierten sie den Androzentrismus in der Wissenschaft, denn durch die Verallgemeinerung der männlichen Lebenserfahrung seien Theorien hervorgebracht worden, in denen die Lebensbedingungen von Frauen und ihre unterschiedlichen Wahrnehmungen der Realität nicht berücksichtigt würden. Zum anderen stellten sie das bis dahin als gesichert geltende Wissen über Frauen in Frage und versuchten, ihre eigene Lebenserfahrung und -wirklichkeit in die Theorieproduktion einzubringen.

Für die Annahme, dass die Realität aus weiblicher Perspektive anders aussieht als aus männlicher, gab es unterschiedliche Erklärungsansätze: Zum einen die psychoanalytisch orientierten (Chodorov 1978, Benjamin 1988), die versuchten, die Unterschiede in der Erfahrung entwicklungspsychologisch zu erklären, zum anderen materialistische Ansätze (O'Brien 1981), die die kapitalistischen Produktionsbedingungen und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als Ursache für die Marginalisierung von Frauen betrachteten. Zwar wurde schon in dieser Phase Kritik an der Annahme der Homogenität der weiblichen Erfahrung vorgebracht – es wurde kritisiert, dass die Erfahrung einer relativ kleinen Gruppe von Mittelschichtsfrauen generalisiert würde – doch dieser Kritik konnte mithilfe des *gender*-Konzepts Rechnung getragen werden.

Dieses Konzept tauchte zunächst in der amerikanischen Anthropologie auf, wo es dazu diente, die sozio-kulturellen Variationsmöglichkeiten von Weiblichkeit, Männlichkeit und Sexualität zu erfassen.<sup>2</sup> Kurz darauf wurde es zur soziologischen Kategorie – nun wurde zwischen dem biologischen (*sex*) und dem sozialen Geschlecht (*gender*) unterschieden. Auf diese Weise ließ sich die Pluralität innerhalb der Genusgruppen beschreiben. Dabei wurde zunächst noch rollentheoretisch argumentiert. Bald aber wurde der Ansatz der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 1969) für die Frauenforschung nutzbar gemacht. Da bei diesem Ansatz davon ausgegangen wird, dass die Gesellschaftsmitglieder gemeinsam die Wirklichkeit herstellen, konnte deutlich gemacht werden, dass Frauen auch an der Herstellung der Wirklichkeit, also auch an der Herstellung von *gender* beteiligt sind. Damit konnte nun auch der Anteil von Frauen an den Konstruktionen reflektiert werden. (Bislang hatten Frauen sich politisch und theoretisch die Opferrolle reserviert.) Es war nicht länger notwendig, von einem eindimensionalen Herrschafts-Unterdrückungsmodell auszugehen. Außerdem wurden nun die vielfältigen Geschlechterarrangements zum Gegenstand der Analyse gemacht. Ein Übergang von der Frauen- (und Männer-)Forschung zur *Gender*-Forschung zeichnete sich ab.

Diese Umstellung fand in den USA bereits in den 70er Jahren statt (und manifes-

---

<sup>2</sup> *Margret Mead* hatte bereits 1928 ihre Feldstudien zur Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften veröffentlicht und die „Natur“ des Menschen problematisiert. Von *gender* ist bei ihr jedoch noch nicht die Rede.

tierte sich in der Institutionalisierung von *Gender Studies*). In der Bundesrepublik erfolgte sie später.<sup>3</sup> Dies erklärt sich dadurch, dass in der amerikanischen Diskussion neben dem Symbolischen Interaktionismus die Ethnomethodologie von Bedeutung war, während im europäischen Feminismus – wohl wegen der gewichtigen theoretischen Entwürfe der französischen Philosophinnen – zunächst weiterhin interaktionistisch argumentiert wurde. Dazu ein Hinweis: Die Ethnomethodologie wurde von Garfinkel begründet. Sie wird zwar als „Ableger“ des Symbolischen Interaktionismus betrachtet, aber sie radikalisiert den Gedanken der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit insofern, als sie nicht mehr von zwei Wirklichkeitsebenen, einer „realen“ und einer „konstruierten“, ausgeht, sondern nur noch von einer, nämlich der konstruierten. (Daher ist es sinnvoll, nur diesen Ansatz als „(sozial)konstruktivistisch“ zu bezeichnen.)

Garfinkel hatte bereits 1967 eine wegweisende Studie zur Transsexualität vorgelegt und damit aufgezeigt, dass und wie dieser Ansatz für die Analyse von Geschlecht nutzbar gemacht werden kann. Später erarbeiteten Suzanne Kessler und Wendy McKenna hieraus die theoretischen Konsequenzen für eine feministische Theorie des Geschlechts (1978). Doch in der deutschsprachigen Diskussion gab es zunächst eine „Rezeptionssperre“ (Hagemann-White 1995, 184). Zwar tauchten bald Formulierungen wie „Geschlecht ist eine soziale Konstruktion“ auf, aber der *doing gender*-Ansatz wurde erst von Regine Gildemeister und Angelika Wetterer Anfang der 90er in die feministische Diskussion eingeführt. Allerdings hatte Stefan Hirschauer diesen Ansatz bereits 1989 vorgestellt und darin die These vertreten, dass „der Körper nicht als Basis, sondern als *Effekt* sozialer Prozesse“ zu betrachten sei (1989, 101).

Wenn in der europäischen feministischen Diskussion der interaktionistische Ansatz so weit verbreitet war, so heißt dies, dass Geschlecht zwar als soziale oder kulturelle Konstruktion betrachtet wurde, dass diese Überlegungen sich aber auf die Konstruktion des sozialen Geschlechts *gender* bezogen. Das biologische Geschlecht *sex* wurde weiterhin als am Körper abzulesende Tatsache betrachtet. Der Körper wurde als Fundament gesehen, auf dem die *gender*-Konstruktionen aufliegen.

Dieses Fundament wurde brüchig, als Butler in *Gender Trouble* (1990, dt: *Das Unbehagen am Geschlecht* 1991) das naturale Körperverständnis im Feminismus kritisierte. Sie zeigt z. B. an Kristevas Konzept des mütterlichen Körpers auf, dass hier ein vordiskursiver Körper vorausgesetzt werde, der Foucault zufolge jedoch als „Effekt“ des Sexualitätssystems zu betrachten sei:

„Während Kristeva einen Körper der Mutter vor dem Diskurs ansetzt, (...) würde Foucault zweifellos die These vertreten, dass die diskursive Produktion des mütterlichen Körpers als vordiskursives Phänomen nur eine Taktik der Selbst-Erweiterung und Verschleierung jener spezifischen Machtbeziehungen ist, welche die Trope des ‚Körpers der Mutter‘ hervorbringen. Dieser Theorie zufolge würde der Körper der Mutter nicht mehr als verborgener Grund aller Bedeutung oder als verschwiegene Ursache aller Kulturen verstanden, sondern eher umgekehrt als Effekt oder als

<sup>3</sup> Hagemann-White datiert die Umstellung auf 1991 mit dem Beitrag von Helga Bilden zur geschlechtsspezifischen Sozialisation (1995, 183).

Folge eines Sexualitätssystems, das vom weiblichen Körper verlangt, die Mutterschaft als Wesensbestimmung seiner selbst und als Gesetz seines Begehrens anzunehmen.“ (1991, 140)

An zahlreichen Beispielen führt sie aus, dass der (weibliche) Körper in der Theorie nicht als Essenz vorausgesetzt werden könne.<sup>4</sup> Allgemeiner formulierte sie, dass der Kampf der Feministinnen zum Scheitern verurteilt sei, wenn die Kategorie(n) „Frau“ (und „Mann“) nicht in Anführungszeichen gesetzt und zu Schauplätzen der politischen Diskussion gemacht würde(n), weil „man gerade jene Prämissen aufrechterhält, die von Anfang an unsere Unterordnung sichern sollten.“ (S. 56) Solange die Natürlichkeit der Geschlechterkategorien nicht in Frage gestellt werde, seien alle Bemühungen, die Benachteiligung von Frauen zu überwinden, zum Scheitern verurteilt. Sie äußerte Skepsis gegenüber allen Theorien, die ein vordiskursives Feld voraussetzen, weil dann bestimmte Fragen in dieses Feld abgeschoben, d. h. einer Theoretisierung nicht mehr zugänglich gemacht werden könnten. Damit forderte sie eine neue theoretische Perspektive ein. Mehr oder weniger deutlich plädierte sie dafür, Foucaults diskurstheoretischen Ansatz für die feministische Theorie zu wählen. Aber da, wie oben erwähnt, auch im ethnomethodologischen Ansatz der Körper als „Effekt“ betrachtet wird, wurde (und wird) Butler häufig in der Weise missverstanden, dass sie einen sozialkonstruktivistischen Ansatz vertritt. Es gilt aber zu unterstreichen, dass sie nicht den *doing gender*-, sondern den diskurstheoretischen Ansatz Foucaults vertritt, der zwar dem Poststrukturalismus, nicht aber dem Konstruktivismus zuzurechnen ist.<sup>5</sup>

Als Butler die Annahme eines weiblichen Subjekts in Frage stellte, wurde dies als Angriff auf das feministische Projekt insgesamt betrachtet, denn es erschien fraglich, ob nun überhaupt noch ein Kampf gegen die Ungleichheit der Geschlechter und die Benachteiligung von Frauen möglich war. Immerhin war das feministische Projekt seit den Anfängen mit dem politischen Kampf verbunden. Je weiter sich die feministische Theorie diversifizierte, desto komplexer wurden die gerechtigkeits-theoretischen Überlegungen. Auf der einen Seite gab es die Gleichheits-Theoretikerinnen, die sich eher auf Beauvoir bezogen und im Gleichheitsgrundsatz das wichtigste Argument zur Verbesserung der Lebensbedingungen und Chancen für Frauen sahen. Auf der anderen Seite gab es die Differenz-Theoretikerinnen (vor allem die sog. französischen und italienischen Feministinnen), die genau in umgekehrter Richtung argumentierten: Nur durch die Anerkennung der Frauen *als Frauen* sei die Hierarchie im Geschlechterverhältnis zu überwinden. Der Gleichheitsgrundsatz setze den Mann (*l'homme*) als Maßstab voraus. Gerechtigkeit sei durch gleiche Rechte nicht zu erreichen. Beide Parteien setzten dabei ein weibliches Subjekt voraus, das endlich theoretisch und praktisch anerkannt werden sollte. Dies aber wurde von Butler nun grundlegend problematisiert.

---

<sup>4</sup> Dabei führt sie auch aus, dass es notwendig sei, „uns von der Illusion eines wahren Körpers jenseits des Gesetzes zu kurieren.“ (1991, 141) Formulierungen wie „Befreiung von der Illusion“ führten bald zu Missverständnissen, wie sich gleich zeigen wird.

<sup>5</sup> Dies ist ein weitverbreitetes Missverständnis, das nicht nur bei Feministinnen zu finden ist, zumal Butler selbst behauptet, „Konstruktivismus“ sei mit der Freiheit des Subjekts (seine Sexualität zu formen) in Verbindung zu bringen (vgl. 1997, 138).

„Die Identität des feministischen Subjekts darf nicht die Grundlage feministischer Politik bilden, solange die Formation des Subjekts in einem Machtfeld verortet ist, das regelmäßig durch die Setzung dieser Grundlage verschleiert wird. Vielleicht stellt sich paradoxerweise heraus, dass die Repräsentation als Ziel des Feminismus nur dann sinnvoll ist, wenn das Subjekt ‚Frau(en)‘ nirgendwo vorausgesetzt wird.“ (1991, 22)

Sie macht also deutlich, dass nicht das Subjekt, sondern der Diskurs als Machtsystem zum Ausgangspunkt zu wählen sei, denn der Diskurs über das Subjekt beginne und begrenze die Möglichkeit, überhaupt als Subjekt in Erscheinung zu treten. In Anlehnung an Foucault fasst Butler die Erfahrung des Subjekts als durch den Diskurs vorgegeben und begrenzt. Damit lässt sie nicht nur das seit den Anfängen des feministischen Projekts so wichtige Argument der (authentischen) weiblichen Erfahrung unwirksam werden, sie fordert auch ein neues Verständnis des Subjekts. Hierüber wurde im *Streit um Differenz* gestritten (Benhabib 1995). Während Butler die These vertrat, das Subjekt selbst werde im Diskurs hergestellt, es gebe kein vordiskursives Subjekt (erst recht kein vordiskursives Subjekt „Frau“), betonte Seyla Benhabib die Kritik- und Handlungsfähigkeit des Subjekts mit dem Argument, das Subjekt sei zwar durch Sprache „konstituiert“, aber nicht „determiniert“ (vgl. 1995, 109). Auch wenn alle Beteiligten (außer Butler und Benhabib waren noch Nancy Frazer und Drucilla Cornell an diesem Streit beteiligt) weitgehend einig darüber waren, dass die Sprache (und das Sprechen) wichtig sei, um das Handeln des Subjekts zu analysieren, dass also auch die feministische Theorie den *linguistic turn* zu vollziehen habe, so gab es doch einen unüberwindbaren Dissens in der Frage, ob ein Subjekt vor dem Feld anzunehmen sei oder nicht.

Diese Diskussion wurde zunächst nicht weiter verfolgt, vielmehr wurde Butlers entessentialisierende Analyse kritisiert. So sprach Barbara Duden von „Butlers Entkörperung“ (1993), während Gesa Lindemann und Andrea Maihofer kritisierten, bei Butler verflüchtige sich der Körper, bei ihr bliebe „die Realität des Imaginären (dass der Geschlechtskörper als zwar historisch gewordener und diskursiv konstituierter doch eine ‚materielle Realität‘ besitzt und auch als solche gelebt wird) unreflektiert“ (Maihofer 1995, 51). Die Wirklichkeit sei „das, was von leiblichen Individuen in ihrer Beziehung zum Feld je situativ als das erfahren wird, was sie hinnehmen müssen, dem sie sich nicht entziehen können“ (Lindemann 1994, 140). Einige Autorinnen versuchten zu vermitteln und schlugen vor, Grenzwerte für die Konstruktion von Geschlecht anzunehmen, damit die Realität und Materialität nicht ganz und gar vergessen werde. Die „Dekonstruktion“ solle nicht zu weit getrieben werden, denn schließlich ginge es im feministischen Projekt immer noch um die Kritik an Macht- und Herrschaftsverhältnissen.

Butler antwortete hierauf in *Körper von Gewicht*. Hier wiederholte sie ihre Kritik am Essentialismus. Sie kritisierte aber auch unterschiedliche Versionen des Konstruktivismus (vgl. 1997, 26ff) und forderte erneut eine andere Art der Analyse. Dies lässt sich rückblickend als Reaktion darauf lesen, dass ihr eigener wie auch Foucaults Ansatz immer wieder sozialkonstruktivistisch umgedeutet wurde (und wird). Vielleicht erklärt

sich dies auch dadurch, dass in der feministischen Diskussion eher auf die Affinität zwischen Judith Butler und Donna Haraway als auf die Unterschiede in ihren Ansätzen hingewiesen wurde (und wird). Wenn z.B. für eine neue Konstruktion von Geschlecht im Sinne einer Vervielfältigung von Geschlecht, einer Dethematisierung von Geschlecht (Pasero 1995) oder eines Abschaltens der Produktion der *Gender Factory* (Wetterer 1995, 219) plädiert wird, sehe ich darin eher eine Anknüpfung an Haraways als an Butlers entessentialisierende Analyse.

Hier ist darauf einzugehen, dass Butlers Essentialismus-Kritik so neu nicht war. Haraway hatte bereits vor ihr die Suche nach einer essentiellen Einheit als vergeblich abgelehnt. Sie hatte ein feministisches *Manifest für Cyborgs* (1984) veröffentlicht, in dem sie die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur grundlegend in Frage gestellt und Feministinnen aufgefordert hatte, ein neues Verständnis von Natur und ein kritisch-reflexives Verhältnis zu eigenen wie zu fremden Herrschaftspraktiken zu entwickeln (S. 78). Ihr Manifest lässt sich auch als Reaktion auf die Imperialismus-Kritik nicht-westlicher Feministinnen lesen, die „eine Krise der politischen Identität“ der US-amerikanischen Feministinnen hervorrief:

„Weiße Frauen, auch die sozialistischen Feministinnen entdeckten (d.h. sie sind handgreiflich und lautstark darauf aufmerksam gemacht worden), dass die Kategorie ‚Frau‘ keineswegs unschuldig ist.“ (S. 44)

Haraway zeigt auf, dass „weiße“ Feministinnen zumindest mitschuldig geworden seien, indem sie Logiken, Sprachen und Praktiken des „weißen Humanismus“ übernommen hätten (S. 48). Deutlich nimmt sie die Kritik schwarzer bzw. nicht-westlicher Feministinnen auf.<sup>6</sup> Sie hatte also schon vor Butler die Möglichkeit einer Identitätspolitik in Frage gestellt und daraus gefolgert, dass Feministinnen nicht länger von eindeutigen, sondern von „brüchigen Identitäten“ auszugehen hätten. In ihrer Stellungnahme zur Wissenschaftsfrage nimmt sie auch Bezug auf die Kritik an westlichen Theorien und fordert eine feministische Theorie, in der Objektivität etwas anderes bedeute:

„In der westlichen Kultur ist jede Erzählung über Objektivität eine Allegorie auf die Ideologie sowohl der Beziehung dessen, was wir Körper und Geist nennen, als auch des Verhältnisses von Distanz und Verantwortlichkeit, die im Feminismus in die Wissenschaftsfrage eingebettet ist. Feministische Objektivität handelt von begrenzter Verortung und situiertem Wissen und nicht von Transzendenz und der Spaltung in Subjekt und Objekt.“ (1995, 227)

<sup>6</sup> Diese Kritik wurde von *Chandra Talpade Mohanty* und *Gayatri Chakravorty Spivak* als Kritik am „Imperialismus“ im westlichen Feminismus bald theoretisch formuliert. Beide Forscherinnen sind Vertreterinnen der feministischen *Postcolonial Studies*. *Mohanty* zeigte auf, dass durch die Annahme der Universalität weiblicher Unterdrückung Frauen als eine kohärente Gruppe mit gleichen Interessen konstruiert würden. Die Geschlechterdifferenz im Sinne eines kulturübergreifenden Singulars führe aber gleichzeitig zur Konstruktion einer Dritte-Welt-Differenz, die durch den westlichen humanistischen Diskurs autorisiert sei, der aber wie *Homi Bhaba* aufgezeigt habe, ein *colonial discourse*, ein Machtapparat sei (2001 [1984]). *Spivak* wiederum zeigte die epistemische Gewalt in westlichen Theorien auf: Der Westen setze sich selbst als Subjekt, und indem westliche Frauen für sich die Subjektposition beanspruchten, machten sie gleichzeitig andere Frauen zu Objekten. Die Subalternen hätten deshalb keine Möglichkeit, für sich zu sprechen, kein Rederecht (2001 [1988]).

Sie kritisiert also die „westliche Wissenschaft“, plädiert aber gleichzeitig dafür, diese zu nutzen, denn es sei ein „mächtiges Instrument zur Durchsetzung von Bedeutungen“, allerdings auf neue Weise. So fordert sie Feministinnen auf, neue Erzählungen zu etablieren, um durch diese die Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verändern. Ihr Manifest lässt sich in diesem Sinne lesen. Sie beschreibt darin eine Utopie, die vom Überschreiten der Grenzen und dem Zusammenbrechen von Dualismen handelt: Weder Körper und Geist, noch Natur und Technik bildeten Entgegensetzungen, vielmehr entstünden neue Netzwerke, eine neue Wirklichkeit, „in der niemand mehr seine Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen zu fürchten braucht und niemand mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und widersprüchlichen Positionen zurückschrecken muss.“ (1995, 40)

Nun lässt sich fragen, ob ihr Manifest „sozialwissenschaftlich tragfähig“ ist (vgl. Becker-Schmidt 1998, 120). Es lässt sich vor allem zeigen, dass ihr Vorschlag der „Neuerfindung der Natur“ ein vordiskursives Subjekt voraussetzt: Sie lehnt zwar die Annahme eines „Meistersubjekts“, eines Subjekts mit einer gottähnlichen Übersicht über die Welt ab, sie lehnt es aber auch ab, das Subjekt nur als „Effekt“ zu betrachten, und insistiert stattdessen auf seiner Handlungs- und Schuldfähigkeit. Mit anderen Worten: Auch wenn sie sich des poststrukturalistischen Vokabulars bedient, vertritt sie nicht den diskurstheoretischen Ansatz Foucaults, sondern einen sozialkonstruktivistischen Ansatz.<sup>7</sup>

Hier lässt sich der Unterschied zwischen sozialkonstruktivistischen Ansätzen einerseits und dem diskurstheoretischen Ansatz von Foucault und Butler andererseits genauer formulieren: Während in ersteren von den konstruktiven Fähigkeiten des Subjekts ausgegangen (und die soziale oder interaktive Herstellung von Geschlecht untersucht wird), wird in letzteren auf die Annahme eines vordiskursiven Subjekts (mit Konstruktionsfähigkeiten) verzichtet. Das Subjekt erscheint weder als Konstrukteur noch als Erfinder, sondern als „Wiederholer“. Es kann zwar nichts Neues erfinden, wohl aber durch subversive Wiederholungen die Verhältnisse verändern.

Noch wird diesem Unterschied in der feministischen Diskussion nicht hinreichend Rechnung getragen. Wenn Steffi Hobuss z. B. schreibt, Haraway und Butler bewegten sich im „gleichen Feld“ (S. 281), weil beide vom „Diskurs“ sprechen, so hilft es m. E. eher weiter, gerade an dieser Stelle den Unterschied zwischen Haraway und Butler zu betonen: Während Haraway davon ausgeht, dass Subjekte, indem sie sprechen, Effekte, nämlich Wirkung hervorbringen, sind für Butler Subjekte selbst Effekte des Diskurses, nämlich „Folgeerscheinungen“ (1991, 213). Und während Haraway sich für die Definitionsmacht der Akteure, die z. B. im Feld der Wissenschaft um die Durchsetzung ihrer Deutungen ringen, interessiert, geht es Butler eher um die Analyse der Macht, die „da“ ist, bevor jemand spricht, und die reguliert, ob jemand als Subjekt

<sup>7</sup> Dies ist auch daran zu erkennen, dass sie ihr „Unbehagen“ am Diskursbegriff zum Ausdruck bringt: „Ich benutze den Begriff der diskursiven Konstruktion und verschiebe seine Bedeutungen auf nicht-linguistische Objekte und Praktiken.“ (S. 108) Hier zeigt sich zudem, dass sie nicht nur Menschen, sondern auch Maschinen aktive Fähigkeiten zuschreibt.

überhaupt in Erscheinung tritt. Allgemeiner lässt sich formulieren, dass in der feministischen Diskussion durch den inflationären Gebrauch des Konstruktions- (und inzwischen auch des Diskurs-)Begriffs Unklarheiten entstanden sind. Hier wäre eine Klärung auf jeden Fall wünschenswert. Bis dahin ist es sinnvoll, sich darauf zu besinnen, dass die *Gender*-Forschung keineswegs nur von Feministinnen betrieben wurde und längst nicht nur die theoretische Diskussion beinhaltet.

### **Aktuelle theoretische und empirische *Gender*-Forschung**

Irene Dölling und Beate Kraus z.B. stellen fest, dass durch Butlers Kritik bzw. durch den Streit, den ihre Kritik ausgelöst habe, der „Blick für die Konstruiertheit von Geschlecht und für die fortlaufende Konstruktion von Geschlecht im praktischen Handeln der Individuen an Tiefenschärfe gewonnen“ habe (1994, 7). Dies trifft sicher zu, aber es lässt sich auch fragen, ob hier von *gender* oder von *sex* die Rede ist. Der deutsche Begriff „Geschlecht“ übergeht die *sex/gender*-Unterscheidung. Und *gender* als soziale Konstruktion zu betrachten, ist nicht neu, sondern seit der Einführung dieses Konzepts üblich. Neu ist hingegen, dass die *sex/gender*-Unterscheidung in Frage gestellt bzw. abgewiesen wird, weil die Annahme von *sex* als einer natürlichen Tatsache auf einem „naiven Realismus“ gegründet ist. Dadurch erklärt sich, dass inzwischen häufig mit dem ethnomethodologischen Ansatz gearbeitet wird. Wie bereits oben erwähnt, hat Hirschauer diesen in die deutschsprachigen *Gender Studies* eingeführt und in empirischen Arbeiten aufgezeigt, wie mit diesem Ansatz zu arbeiten ist. Hier möchte ich hinzufügen, dass er sich auch in die feministische Diskussion eingemischt hat. Er kritisiert z. B., dass der feministische Diskurs im „Paradox der Reproduktion der bekämpften Geschlechtsunterscheidung“ gefangen sei, dass insbesondere die differenztheoretische Fraktion an „Reessentialisierungen“ arbeite (vgl. 1995, 84). Statt auf dem Vertrautheitswissen aus der Betroffenheit der Alltagserfahrung aufzubauen, sei „eine distanzierte Beobachtung von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ als merkwürdige Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens“ wichtig (S. 85). Auch er setzt also, wie von Butler gefordert, die Terme „Frauen“ und „Männer“ in Anführungszeichen.<sup>8</sup> Gleichwohl weist er Butlers Ansatz zurück: Sie habe ein topdown Modell von Gesellschaft, in dem sie die Flexibilität von „Gesellschaft“ unterschätze (73), sie gehe zwar wie Garfinkel und Goffmann davon aus, dass Geschlechtsidentität nicht vorauszusetzen sei, aber ihr fehle das konzeptionelle Rüstzeug für eine empirische Analyse. Einerseits ist ihm Recht zu geben, und zwar insofern, als aus Butlers (und Foucaults) Ausführungen nur schwer Anleitung für ein empirisches Arbeiten zu gewinnen ist. Andererseits lässt sich aber mit Butler behaupten, dass es sinnvoll und notwendig ist, die Macht zu analysieren, die „da“ ist, bevor jemand spricht. Dies ist aber, so meine These, mit einem sozialkonstruktivistischen Ansatz, in dem ein vordiskursives Subjekt vorausgesetzt werden muss, nicht möglich.

An den Ausführungen von Dölling/Kraus und Hirschauer wird deutlich, dass Butlers

---

<sup>8</sup> Wie oben aufgezeigt, hat er bereits vor *Butlers Gender Trouble* ohne Essenz argumentiert.



Kritik längst auch außerhalb der feministischen *Gender Studies* angekommen ist. Gleichwohl, so habe ich in diesem Beitrag argumentiert, ist Butlers Ansatz nach wie vor neu, denn die Konsequenz aus ihrer Kritik, nämlich eine andere Art empirischer Analyse, eine diskurstheoretische Analyse von Geschlecht vorzunehmen, ist bislang nicht gezogen worden. (Und dies erklärt sich nicht zuletzt dadurch, dass die Diskursanalyse im Sinne Foucault bislang noch nicht als eigenständige Methode der empirischen Sozialforschung ausgearbeitet vorliegt (vgl. Diaz-Bone 2003).

Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass *Gender-Forschung* nicht nur von feministischen Forscherinnen und nicht nur in dem interdisziplinär ausgerichteten Fach *Gender Studies* betrieben wird, sondern auch in den einzelnen Fächern, z. B. in der Geschlechtersoziologie, die sich als Bindestrich-Soziologie innerhalb dieses Faches versteht.<sup>9</sup> Sie lässt sich auch zwischen den Fächern finden, nämlich zwischen den *Gender Studies* und der Kultur-, Literatur- oder Geschichtswissenschaft.<sup>10</sup> Die *Gender-Forschung* insgesamt zu überblicken, ist also kaum möglich. Dennoch lässt sich der aktuelle Stand der Diskussion folgendermaßen zusammenfassen: Zum einen gibt es eine Vielzahl von empirischen Arbeiten nicht nur mit qualitativen, sondern auch mit quantitativen Methoden, in denen nach wie vor „realistische“ Ansätze gewählt werden. Das heißt: Auch in diesen Arbeiten wird die Hierarchie der Geschlechter oder „Geschlechterungleichheit“ in der Einzel- oder Weltgesellschaft untersucht, auch hier ist häufig von Konstruktion die Rede, aber die Tatsache, dass es Frauen und Männer gibt, wird kaum in Frage gestellt. Daneben gibt es eine Vielzahl von theoretischen Arbeiten. In diesen wird diskutiert, wie der Essentialismus-Kritik Rechnung zu tragen ist, wie die Geschlechterungleichheit zu erklären und zu verändern ist und welche Möglichkeiten die verschiedenen theoretischen Ansätze, z. B. der Ansatz Bourdieus oder die Luhmannsche Systemtheorie, bieten. Im Übrigen sind empirische Arbeiten, die an Bourdieu orientiert sind, häufig zu finden. Der *doing gender*-Ansatz ist keineswegs der einzige. Wenn er sich für empirische Arbeiten als sehr fruchtbar erwiesen hat, so liegt sein Vorzug vor allem in der entessentialisierenden mikrosoziologischen Prozessanalyse. Entessentialisierende makrosoziologische *Gender-Forschungsarbeiten*, also Analysen, die die (einzel- oder welt-)gesellschaftliche Pluralität von „Frauen“ und „Männern“ und die damit einhergehenden Hierarchisierungs- und Diskriminierungsprozesse mit in den Blick nehmen, sind nach wie vor ein Desiderat. Ob diese in diskurstheoretischen Analysen zu erfassen sind, wird sich hoffentlich bald zeigen.

## Literatur

- Abu-Lughod, Lila* (1996): Gegen Kultur Schreiben. In: *I. Lenz/A. Germer; B. Hasenjürgen* (Hrsg.): *Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*. Opladen. S. 14–46.  
*Beauvoir, Simone de* (1990): *Das andere Geschlecht*. Reinbek bei Hamburg.

<sup>9</sup> Dies lässt sich gut an dem von *Bettina Heintz* herausgegebenen Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (2001) ablesen.

<sup>10</sup> Der neu erschienene, von *Vera* und *Ansgar Nünning* herausgegebene Sammelband *Erzähltextanalyse und Gender Studies* (2004) ist hierfür ein interessantes Beispiel.

- Becker-Schmidt, Regina (1998): Zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: G.-A. Knapp (Hrsg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt-New York. S. 84–125.
- Benjamin, Jessica (1990): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt/Main.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Hamburg.
- Bilden, Helga (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: K. Hurrelmann (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim. S. 279–301.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main.
- Butler (1995): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: S. Benhabib et al.: Streit um Differenz. Frankfurt/Main. S. 31–58.
- Butler, Judith (1995): Für ein sorgfältiges Lesen. In: S. Benhabib et al.: Streit um Differenz. Frankfurt/Main. S. 122–129.
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Gender Studies. Frankfurt/Main.
- Chodorow, Nancy (1978): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München.
- Diaz-Bone, Rainer (2003): Entwicklungen im Feld der foucaultschen Diskursanalyse. Sammelbesprechung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 4(3). Verfügbar über: <http://www.Qualitative-research.net/fqs-texte/3-03/3-03diaz-bone-d>.
- Dölling, Irene/Krais, Beate (1997): Vorwort der Herausgeberinnen. In: (dies.) (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main. S. 7–14.
- Duden, Barbara (1993): Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. In: Feministische Studien, Heft 2, S. 24–33.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Engelwood Cliffs.
- Hagemann-White, Carol (1995): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Sicht. In: U. Pasero/F. Braun (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler. S. 182–198.
- Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In: (dies.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/Main-New York. S. 33–72.
- Heintz, Bettina (2001) (Hrsg.): Geschlechtersozioologie. In: Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Nr. 41.
- Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 18, H. 2, S. 100–118.
- Hirschauer, Stefan (1995): Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten. In: U. Pasero/F. Braun (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler. S. 67–88.
- Hobuß, Steffi (2001): Sprachphilosophie, Körper, Cyberfeminismus – ‚Mediale Inszenierungen‘ und ‚reale Körper‘. In: S. Hobuß et al. (Hrsg.): Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht. Frankfurt/Main. S. 271–290.
- Irigaray, Luce (1980): Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts. Frankfurt/Main.
- Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy (1978): Gender: An Ethnomethodological Approach. New York.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i. B.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1998) (Hrsg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt-New York.
- Lindemann, Gesa (1994): Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Konstruktion. In: Th. Wobbe/G. Lindemann (Hrsg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt/Main. S. 115–146.

- Maihofer, Andrea* (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz.* Frankfurt/Main.
- Mead, Margaret* (1984[1928]): *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften.* Bd. 1–3. München.
- Mohanty, Chandra Talpade* (2001): *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses.* In: *B. Ashcroft; G. Griffiths; H. Tiffin* (Hrsg.): *The Postcolonial Studies Reader.* London-New York. S. 259–263.
- Nünning, Vera/Nünning, Ansgar* (Hrsg.) (2004): *Erzähltextanalyse und Gender Studies.* Stuttgart/Weimar.
- O'Brian, Mary* (1981): *The Politics of Reproduction.* London-Boston.
- Schiffauer, Werner* (1997), *Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kultur- und Sozialanthropologie.* In: (ders.): *Fremde in der Stadt. Zehn Essays über Kultur und Differenz.* Frankfurt/Main. S. 157–171.
- Spivak, Gayatri Chakravorty* (1999): *Three Women's Text and a Critique of Imperialism.* In: *B. Ashcroft; G. Griffiths; H. Tiffin* (Hrsg.): *The Postcolonial Studies Reader.* London – New York. S. 269–272.
- Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa* (Hrsg.) (1995): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht.* Frankfurt/Main.